

Missbrauch: Wenn Idealismus und Macht die Gestalt verletzen

Das Thema Missbrauch lässt sich in der Spanne zwischen Idealismus und Macht nicht umgehen. Vielleicht gehört es sogar genau dorthin. Denn Missbrauch ist nicht nur das brutale Ausnutzen einer äußeren Überlegenheit. Er ist oft auch die Perversion eines Ideals: Nähe, Vertrauen, Hingabe, Schutz, Seelsorge, Bildung, Förderung, Gemeinschaft — all das kann gelingen. Aber gerade weil es gelingen kann, kann es auch kippen.

Darum genügt es nicht, Missbrauch nur als moralisches Versagen einzelner Täter zu beschreiben. Das wäre zu wenig. Es genügt aber auch nicht, jede Nähe unter Generalverdacht zu stellen. Auch das wäre zu wenig — und am Ende zerstörerisch. Wir brauchen eine Sprache, die beides zugleich kann: die Verletzung der Opfer ernst nehmen und die Bedingungen benennen, unter denen Vertrauen möglich bleibt.

Ich möchte diesen Zusammenhang in drei Schritten betrachten. Zuerst den sexuellen Missbrauch, weil hier am deutlichsten sichtbar wird, was verletzt wird: nicht nur ein Recht, nicht nur eine Grenze, sondern die innere und äußere Gestaltwerdung eines Menschen. Danach den Machtmissbrauch, weil sexueller Missbrauch fast nie nur Sexualität betrifft, sondern fast immer auch Macht: Zugriff, Deutung, Unterwerfung, Verfügbarkeit. Und schließlich den Verdacht, weil eine Gesellschaft, die Missbrauch ernst nimmt, zugleich Wege finden muss, Grundvertrauen, Nähe und gerechte Verfahren zu retten.

1. Sexueller Missbrauch

Sexueller Missbrauch ist deshalb so zerstörerisch, weil er in eine Zone eingreift, in der ein Mensch noch nicht fertig ist. Das Kind ist nicht geschlechtslos. Aber es ist auch nicht einfach ein kleiner Erwachsener. Seine Sexualität ist nicht Bedürfnis, Forderung oder Absicht. Sie ist eher eine verschlossene Blüte: vorhanden, geschützt, noch nicht geöffnet, noch nicht in der Form, in der sie später einmal in Freiheit, Verantwortung und Beziehung gelebt werden kann.

Wer über kindliche Sexualität spricht, muss deshalb sehr vorsichtig sprechen. Das Wort selbst ist gefährdet, weil es sofort in erwachsene Bilder gezogen wird. Gemeint ist hier nicht sexuelle Aktivität. Gemeint ist Leiblichkeit, Nähe, Scham, Vertrauen, Haut, Stimme, Rhythmus, Geborgenheit, Abgrenzung. Das Kind ist am Anfang vollkommen angewiesen auf den Körper, die Stimme, den Atem, die Wärme der Mutter oder derjenigen Person, die diese frühe Nähe trägt. Es wird gehalten, gestillt, gewärmt, beruhigt, getragen. Es ist in eine ursprüngliche Intimität eingebunden, aus der es sich nicht abrupt löst, sondern langsam herauswächst.

Dieses Herauswachsen ist Gestaltwerdung. Das Kind wird nicht einfach größer. Es wird jemand. Es entwickelt seine Lebensfunktionen, seine Bewegungen, seine Sprache, seine Wahrnehmung, seinen Willen, seine Grenzen. Es lernt zu greifen und loszulassen, zu schauen und sich abzuwenden, zu vertrauen und Nein zu sagen. Wachsen und Denken sind dabei nicht zwei getrennte Vorgänge. Sie sind Außen und Innen derselben menschlichen Gestalt. Der Körper wächst in die Welt hinein, und der Geist beginnt, diese Welt zu ordnen.

Auch die väterliche Sexualität — allgemeiner: die Sexualität des anderen erwachsenen Elternteils — ist in dieser frühen Welt nicht abwesend. Aber sie ist auf eine entscheidende Weise präsent: durch Zurücknahme. Die Mutter mit dem Kind ist für den Vater dort tabu, wo diese Zweierbeziehung ihren Schutz braucht. Seine Sexualität darf nicht als Anspruch in diese frühe Nähe hineindrängen. Sie gehört in die Paarbeziehung — und diese muss sich nach Geburt, Stillzeit, Erschöpfung und neuer Elternschaft oft behutsam neu finden. Entscheidend ist: Das Kind muss erfahren dürfen, dass erwachsene Sexualität nicht in seine Welt eindringt, sondern seine Welt schützt.

Gerade diese Zurücknahme ist keine Schwäche. Sie ist Kultur. Sie ist eine Form von Liebe. Der Vater, der warten kann, der sich zurücknehmen kann, der die Nähe von Mutter und Kind nicht kränkt, sondern schützt, schafft Raum. Später kann seine Nähe, seine Körperlichkeit, seine spielerische Konkurrenz selbst zu einem wichtigen Baustein der Gestaltwerdung werden. Wenn ein kleines Kind die küssenden Eltern auseinanderschieben will, dann ist darin schon eine kleine dramatische Übung enthalten: Ich bin da. Ich will gesehen werden. Ihr gehört nicht nur euch. Aber diese Szene bleibt leicht, weil die Erwachsenen wissen, wer die Erwachsenen sind. Sie spielen mit, ohne die Grenze zu verlieren.

Sexueller Missbrauch zerstört genau diese Ordnung. Er zieht das Kind in eine Welt hinein, für die es noch keine Gestalt hat. Er macht das Kind nicht reifer, sondern fremd. Er befremdet und verfremdet. Er stört oder zerstört das Vertrauen des Kindes in den eigenen Körper, in die eigene Wahrnehmung, in die eigene Grenze. Das Kind erlebt nicht: Ich wachse in meine Freiheit hinein. Sondern: Etwas greift auf mich zu, bevor ich überhaupt weiß, wer ich bin.

Darum ist sexueller Missbrauch nicht nur eine Verletzung der körperlichen Integrität. Er ist ein Angriff auf die werdende Person. Er zwingt dem Kind eine Rolle auf, die ihm nicht gehört. In der Täterdramaturgie erscheint das Opfer oft als „verführend“, als „besonders“, als „reif“, als „auserwählt“, als „verstanden“. Aber diese Dramaturgie ist selbst Teil der Gewalt. Sie verschiebt Verantwortung. Sie legt dem Kind eine Bedeutung auf, die es nicht tragen kann. Sie macht aus Schutzbedürftigkeit scheinbare Zustimmung.

Hier berührt das Thema den Idealismus. Denn sexueller Missbrauch tritt nicht immer roh, brutal und eindeutig auf. Oft erscheint er eingehüllt in Sprache: besondere Nähe, besondere Förderung, geistliche Verbundenheit, pädagogisches Vertrauen, künstlerische Sensibilität, seelische Verwandtschaft. Der Übergreif wird nicht selten vorbereitet durch eine Erzählung, in der er angeblich etwas Höheres bedeutet. Gerade darin liegt seine Perfidie: Das Niedrige tarnt sich als das Hohe.

Man könnte an dieser Stelle eine alte Sprache bemühen: Trieb müsse kultiviert, veredelt, in Menschlichkeit verwandelt werden. Das Bild des veredelten Obstbaums liegt nahe. Aus einer bloßen Naturkraft wird durch Pflege, Bindung, Begrenzung und Formung etwas Fruchtbare. Aber diese Sprache ist gefährlich geworden, weil Naturrecht und Naturbilder selbst oft missbraucht wurden. Zu oft wurde aus angeblicher Natur eine starre Ordnung abgeleitet, die konkrete Erfahrung zum Schweigen brachte. Deshalb muss man vorsichtig sein. Nicht die Natur selbst gibt uns schon die richtige Ordnung. Entscheidend ist die Welt, in der Menschen einander achten, begrenzen, schützen und zur Freiheit befähigen.

Sexualität ist Identität. Sie ist äußere und innere Gestalt. Sie ist nicht bloß Fortpflanzung. Sie ist auch nicht bloß Bedürfnis. Sie gehört nicht ins Klohäuschen-Ambiente, nicht in die Welt des

Schmuddeligen, Verschwiegenen, Halbverbotenen. Gerade eine Kultur, die Sexualität nur als Gefahr oder Schmutz behandelt, macht Kinder und Jugendliche nicht sicherer. Sie macht sie oft sprachloser. Und Sprachlosigkeit ist ein Verbündeter des Missbrauchs.

2. Machtmissbrauch

Sexueller Missbrauch hat meistens mit Macht zu tun. Die Frage ist nur: Was verstehen wir unter Macht?

Im alltäglichen Verständnis denken wir zunächst vertikal. Macht hat, wer oben ist: der Vater, die Lehrerin, der Priester, der Trainer, der Chef, die Heimleiterin, der Gruppenleiter, die ältere Person, die charismatische Person, die Person mit Zugang, Ansehen, Deutungshoheit. Diese Macht kann direkt ausgenutzt werden. Dann ist die Dramaturgie scheinbar klar: Einer steht oben, ein anderer steht unten. Der oben Stehende nutzt seine Position, um Zugriff zu gewinnen.

Wenn ich der Einfachheit halber vom Mann als Täter spreche, weiß ich zugleich, dass diese Vereinfachung nicht die ganze Wirklichkeit trifft. Auch Frauen können übergriffig werden. Auch Jungen und Männer können Opfer sein. Auch ich selbst kenne aus eigener Kindheit sexuelle Übergriffe durch eine Frau. Dennoch ist die männliche Täterfigur in vielen gesellschaftlichen und kirchlichen Kontexten so prägend, dass sie als Beispiel zunächst naheliegt.

Im vertikalen Modell ist Machtmissbrauch der Griff von oben nach unten. Der Täter nutzt Abhängigkeit aus: das Kind braucht Anerkennung, der Jugendliche sucht Orientierung, die Mitarbeiterin braucht den Arbeitsplatz, der Patient vertraut dem Arzt, der Schüler ist auf Beurteilung angewiesen, das Gemeindemitglied sucht Trost. Der Täter verfügt über Zugang und Bedeutung. Er kann belohnen, strafen, fördern, übergehen, empfehlen, ausschließen, zum Schweigen bringen.

Aber der eigentliche Missbrauch beginnt oft nicht erst im körperlichen Übergriff. Er beginnt früher: in der Deutung. Der Täter verschiebt die Wirklichkeit. Er erklärt Nähe zur Besonderheit. Er erklärt Abhängigkeit zur Freiwilligkeit. Er erklärt Grenzverletzung zur Reifeprüfung. Er erklärt Verwirrung zur Liebe. Er erklärt Scham zur Schuld. Er erklärt Schweigen zur Zustimmung. Damit versucht er nicht nur, den Körper des Opfers zu erreichen, sondern dessen innere Gestalt: seine Wahrnehmung, sein Urteil, sein Selbstvertrauen.

Machtmissbrauch zielt auf Unterwerfung. Nicht immer bewusst, nicht immer strategisch ausgearbeitet, aber in seiner Wirkung doch genau so. Das Opfer soll die Welt des Täters übernehmen. Es soll fühlen, was der Täter ihm vorgibt. Es soll zweifeln, wo es eigentlich sicher sein müsste. Es soll sich schuldig fühlen, wo es verletzt wurde. Es soll dankbar sein, wo es benutzt wurde. In diesem Sinn ist Machtmissbrauch ein Angriff auf die Freiheit, überhaupt noch sagen zu können: Das bin ich. Das habe ich erlebt. Das war nicht richtig.

Wenn wir nun mit Hannah Arendt das vertikale Machtverständnis durch ein horizontales ergänzen oder sogar korrigieren, wird der Blick noch einmal schärfer. Macht ist dann nicht nur das, was einer über andere hat. Macht entsteht dort, wo Menschen gemeinsam handeln, wo sie sich verbinden, etwas beginnen, eine Welt gestalten. Diese Sicht ist kostbar, weil sie Macht aus der bloßen Herrschaftsvorstellung befreit. Aber sie hat für unser Thema eine unbequeme Konsequenz: Machtmissbrauch entsteht nicht nur in asymmetrischen Beziehungen. Er kann auch dort entstehen, wo Menschen gemeinsam an etwas Gutes glauben.

Das ist vielleicht der schmerzhafteste Punkt. Missbrauch geschieht nicht nur im Dunkeln, nicht nur in kalten Apparaten, nicht nur in autoritären Systemen. Er geschieht auch in warmen Räumen. In Jugendgruppen, Chören, Internaten, Sportvereinen, Pfarrhäusern, Künstlerkreisen, Reformschulen, sozialen Projekten, therapeutischen Zusammenhängen, idealistischen Betrieben. Also dort, wo Nähe nicht zufällig entsteht, sondern gewollt ist.

Die horizontale Dramaturgie des Machtmissbrauchs beginnt nicht mit Befehl, sondern mit Gemeinsamkeit. Täter und Opfer kommen sich in einer geteilten Ambition nahe. Man will etwas bewegen. Man will freier, echter, offener, menschlicher sein als die gewöhnliche Welt. Man will nicht kalt und bürokratisch sein. Man will sich kümmern. Man will keine bloßen Rollen spielen. Der Lehrer will nicht nur Lehrer sein, sondern Vertrauter. Der Jugendseelsorger will für alle Probleme da sein. Der Trainer sieht nicht nur Leistung, sondern Persönlichkeit. Der Chef kümmert sich auch in privaten Krisen. Der Gruppenleiter schafft eine Familie auf Zeit.

All das kann gut sein. Es kann sogar wunderbar sein. Aber gerade deshalb kann es kippen.

Eine symmetrische oder symmetrisierte Beziehung — etwa der Lehrer als Kumpel, der Seelsorger als bester Freund, der Chef als Retter, der Trainer als Ersatzvater — kann plötzlich ihre verborgene Asymmetrie zeigen. Die Rollen waren nie ganz weg. Sie wurden nur überdeckt. Und wenn die Nähe zu groß wird, fehlt die Form, die sie begrenzt. Dann wird aus Wärme Zugriff. Aus Vertrauen wird Abhängigkeit. Aus Förderung wird Besitz. Aus Seelsorge wird Verfügbarkeit. Aus Idealismus wird Herrschaft.

Gerade in solchen Zusammenhängen machen Präventionspflichten Sinn. Sie wirken oft ungeliebt, bürokratisch, kalt, misstrauisch. Sie scheinen genau das zu stören, was gute pädagogische, seelsorgliche oder soziale Arbeit braucht: Nähe, Spontaneität, Vertrauen. Aber bei genauerem Hinsehen schützen sie nicht nur mögliche Opfer. Sie schützen auch die gute Nähe selbst. Sie erinnern daran, dass gelingender Idealismus Form braucht.

Ein Präventionskonzept wird den perfiden, planenden, wirklichkeitsverdrehenden Täter vermutlich nicht sicher stoppen. Wer manipulieren will, sucht Wege. Aber Prävention kann jene Kippmomente begrenzen, in denen eigentlich schöne Situationen gefährlich werden: das vertrauliche Gespräch ohne Rahmen, die tröstende Umarmung ohne Rollenbewusstsein, die private Nachricht zur falschen Uhrzeit, die Sonderbeziehung, die niemand sehen soll, die Vermischung von Amt, Zuneigung und Bedürftigkeit.

Prävention ist nicht der Feind der Menschlichkeit. Sie ist die Form, die Menschlichkeit vor ihrer eigenen Maßlosigkeit schützt.

3. Der Verdacht

Wer über Missbrauch spricht, muss auch über Verdacht sprechen. Nicht, um Opferberichte zu relativieren. Nicht, um die alte Abwehrbewegung zu wiederholen: „Das wird schon nicht so schlimm gewesen sein.“ Sondern weil Verdacht selbst Macht hat.

Der Verdacht kann retten. Er kann ein Kind schützen, eine Täterstrategie unterbrechen, eine Institution zum Hinsehen zwingen. Ohne Verdacht, ohne Aufmerksamkeit, ohne die Bereitschaft, Unstimmigkeiten ernst zu nehmen, bleiben Opfer allein. Eine Kultur, die jeden Verdacht sofort als Nestbeschmutzung behandelt, schützt nicht die Gemeinschaft. Sie schützt den Missbrauch.

Aber der Verdacht kann auch zerstören. Auch das muss gesagt werden dürfen. Wir alle kennen Situationen, in denen Trainer, Priester, Väter, Lehrer, Gruppenleiter oder andere Erwachsene zu Unrecht verdächtigt wurden. Manchmal genügt ein Blick, eine Andeutung, ein halber Satz. Der süffisante Blick beim Beerdigungskaffee, wenn ein Vater sein Kind auf den Schoß nimmt. Die Bemerkung, die nicht offen beschuldigt, aber etwas hängen lässt. Die anonyme Anzeige, die sich als haltlos erweist und doch nicht mehr ganz verschwindet. Die Versetzung eines Lehrers, obwohl nichts erhärtet wurde, weil die Schule „zur Ruhe kommen“ muss. Der Jugendseelsorger, der nach einem Verdacht formal entlastet ist, aber innerlich und öffentlich nicht mehr an den alten Ort zurückfindet.

Eine Gesellschaft, die Missbrauch ernst nimmt, braucht deshalb zweierlei: maximale Aufmerksamkeit für mögliche Opfer und maximale Sorgfalt im Verfahren. Beides darf nicht gegeneinander ausgespielt werden. Opfer brauchen Schutzräume, in denen sie sprechen können. Beschuldigte brauchen Verfahren, in denen nicht schon der Verdacht das Urteil ist. Institutionen brauchen Meldewege, die nicht vertuschen. Aber sie brauchen auch Verantwortliche, die unterscheiden können zwischen Anhörung, Prüfung, Schutzmaßnahme und Vorverurteilung.

Das ist schwer. Es bleibt schwer. Und es wird durch die Geschichte noch schwerer.

Viele öffentlich besprochene Verfahren beziehen sich auf Vorfälle aus anderen Zeiten. Das darf niemals als Entschuldigung dienen. Ein verletztes Kind war auch vor fünfzig Jahren ein verletztes Kind. Und doch müssen wir verstehen, dass frühere Zeiten andere innere und äußere Maßstäbe hatten. Nicht, um sie freizusprechen, sondern um genauer zu begreifen, was geschehen ist. In den 1960er und 1970er Jahren gab es eine andere Sprachlosigkeit, andere Formen von Autorität, andere Schamgrenzen, andere pädagogische Körperlichkeit, andere kirchliche und familiäre Tabus. Manches, was damals nicht benannt werden konnte, muss heute benannt werden. Aber das Benennen darf nicht so tun, als hätten alle Beteiligten damals schon in unserer heutigen Sprache gelebt.

Exkurs: Missbrauch in der Kirche

Beim Thema Missbrauch in der Kirche geht es auch darum, dass vor allem in der Nachkriegszeit, teilweise aber bis heute, in manchen Köpfen der Schutz der Institution Kirche höher stand als der Schutz des Individuums — besonders des Kindes. Das war für viele Christinnen und Christen schon damals nicht mehr hinnehmbar; heute ist es überhaupt nicht mehr vermittelbar.

Dabei wirkt eine ältere Ordnung nach, in der Kinder nicht in dem heutigen Sinn als eigenständige Personen mit eigener Stimme, eigener Würde und eigenem Schutzanspruch wahrgenommen wurden. Diese Ordnung gehört zu einer Welt, aus der auch andere Vorstellungen im kirchlichen Binnenraum erstaunlich lange fortbestanden haben, etwa die Engführung von Ehe und Sexualität auf Fortpflanzung. Von dieser Welt haben wir uns gesamtgesellschaftlich — zu Recht — deutlich weiter entfernt als noch vor fünfzig Jahren.

Vertuschung bleibt dennoch unentschuldig. Auch wenn damals teilweise ein anderes moralisches Koordinatensystem wirksam war, lebte die hohe Geistlichkeit nicht außerhalb der Zeit. Sie hätte wissen können und wissen müssen, dass der Schutz des Kindes schwerer wiegt als der Schutz der Institution. Dass einzelne Würdenträger dies bis heute nicht wirklich begriffen haben oder nicht begreifen wollen, darf nicht hingenommen werden.

Missbrauch in der Kirche darf weder bagatellisiert noch durch institutionelle Loyalität begünstigt werden. Gerade eine Kirche, die von Würde, Gewissen und Wahrheit spricht, verliert ihre Glaubwürdigkeit dort, wo sie das verletzte Kind dem Ansehen der eigenen Einrichtung unterordnet.

Auch die persönliche Erfahrung ist hier nicht eindeutig. Ich selbst habe als blondes Kind in den 1960er und 1970er Jahren mehrfach sexuelle Ambitionen von Erwachsenen erlebt. Sie haben mich nicht nachhaltig zerstört. Das kann ich für mich sagen. Aber ich darf daraus kein Gesetz machen. Andere wurden durch scheinbar ähnliche Erfahrungen tief verletzt. Entscheidend ist nicht allein die äußere Handlung, sondern das Zusammenspiel von Alter, Abhängigkeit, Deutung, Wiederholung, Schweigen, Drohung, Scham, familiärem Klima und späterer Möglichkeit, das Erlebte einzuordnen.

Für mich persönlich war die rigorose katholische Sexuallehre schädlicher als manche konkrete Übergriffigkeit. Auch das gehört zur Wahrheit. Eine Lehre, die Sexualität vor allem in Kategorien von Sünde, Reinheit, Gefahr und Verbot behandelt, kann Menschen von sich selbst entfremden. Sie kann Scham erzeugen, wo Verantwortung wachsen müsste. Sie kann Körperlichkeit verdächtig machen, wo Sprache nötig wäre. Sie kann ausgerechnet jene innere Gestalt beschädigen, die sie zu schützen behauptet.

Es gab Momente, in denen auch innerhalb der katholischen Tradition andere Türen aufgingen. In den 1970er Jahren wurden Ansätze sichtbar, Sexualität verantworteter, erfahrungsnäher, weniger bloß kategorisch zu denken. Aber solche Ansätze wurden kaum prägend. Zu stark blieb die alte Neigung, Sexualität entweder zu sakralisieren oder zu beschämen, statt sie als Teil menschlicher Gestaltwerdung zu verstehen.

Dabei wäre genau das nötig: Sexualität aus dem Schmuddelraum herauszuholen, ohne sie banal zu machen. Sie weder zu vergötzen noch zu verachten. Sie weder nur auf Fortpflanzung zu reduzieren noch nur auf Bedürfnisbefriedigung. Sie als Beziehungskraft zu verstehen, als Leibsprache, als Identität, als Möglichkeit von Nähe, Freude, Hingabe, Grenze und Verantwortung.

Dann erst wird auch klarer, warum sexueller Missbrauch so schwer wiegt. Er ist nicht schlimm, weil Sexualität an sich schmutzig wäre. Er ist schlimm, weil Sexualität kostbar ist. Weil sie zur Gestalt des Menschen gehört. Weil sie Freiheit braucht. Weil sie Vertrauen braucht. Weil sie nicht erzwungen, erschlichen, manipuliert oder sakral überhöht werden darf.

Der Verdacht bleibt notwendig. Aber er darf nicht zur neuen Form der Gestaltzerstörung werden. Eine gereifte Kultur des Umgangs mit Missbrauch müsste deshalb drei Sätze zugleich aushalten:

Erstens: Wir glauben Opfern nicht erst dann, wenn sie beweisen können, was ihnen angetan wurde.
Zweitens: Wir verurteilen Beschuldigte nicht schon deshalb, weil ein Verdacht im Raum steht.
Drittens: Wir schützen Nähe nicht durch Naivität, sondern durch klare Formen.

Vielleicht liegt genau hier der Zusammenhang von Idealismus und Macht. Idealismus ohne Machtbewusstsein wird gefährlich. Macht ohne Idealismus wird kalt. Eine neue politische und menschliche Kultur müsste lernen, beide zu verbinden: die Sehnsucht nach gelingender Nähe und die Einsicht in ihre Gefährdung; das Vertrauen in Menschen und das Wissen um Manipulation; den Schutz der Opfer und die Sorgfalt gegenüber Beschuldigten.

Missbrauch zerstört Welt, weil er Vertrauen zerstört. Der falsche Umgang mit Verdacht kann ebenfalls Welt zerstören, weil er jede Nähe verdächtig macht. Dazwischen liegt die Aufgabe: Räume zu schaffen, in denen Kinder, Jugendliche und Erwachsene Gestalt gewinnen können — geschützt, gesehen, frei, begrenzt und nicht verfügbar.

Das wäre keine kleine Kulturleistung. Es wäre vielleicht eine der Voraussetzungen dafür, dass Idealismus wieder bewohnbar wird.